

Geschichte der europäischen Universität [Wolfgang E.J. Weber]

Autor(en): **Brändli, Sebastian**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **53 (2003)**

Heft 3: **Ecriture de l'histoire et archives = Geschichtsschreibung und Archivwesen**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(S. 46), im Staatsgebiet der Mailänder Herzöge hätten mehr als zweihundert 'Funktionäre' in leitender Position zur Verfügung gestanden (S. 49); Dauerkonflikte liessen sich beheben, indem man dem Herzog bedeutet habe, sein Ansehen nehme Schaden: «Steht nicht Grundsätzliches auf dem Spiel, gibt die Zentrale jetzt nach – Ende des Vorgangs» (S. 50), das *feudum*, das Lehen feierte im 15. und 16. Jahrhundert «fröhliche Wiederauferstehung» (S. 51). Reinhardt spricht in Bezug auf die Kanalisierung des sozialen Aufstiegs «nach heutigen Kriterien» von einem «win-win-win-Geschäft» (S. 53), an anderer Stelle von «Eliten-Transplantation» (S. 54), von nicht für «bare ideologische Münze» zu nehmenden republikanischen Glaubensbekenntnissen (S. 61), «bildlich gesprochen» von «fetten kommerziellen Weidegründen» (S. 63), von Michelangelo Buonarroti, der 1475 in einem «Provinznest» geboren worden und dessen Vater «Dorfchef von florentinischen Gnaden» gewesen sei (S. 66), «modern ausgedrückt» von «vielen Serviceleistungen» und von «Entschuldigungsschreiben», die «ungefähr so erfrischend sind wie die Schule schwänzende Kinder» (S. 69); Barbara von Brandenburg, Tochter eines Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches, sei «ein lebender Prestigetitel der Gonzaga» gewesen (S. 86) usw.

Der Autor will mit diesem Buch Spezialwissen über die Geschichte und Kultur der Renaissance in Italien auf eingehende Weise vermutlich für ein breites Publikum bereitstellen. Bezogen auf das 15. und 16. Jahrhundert in Italien, vermitteln seine Ausführungen interessante kulturhistorische Aspekte. Reinhardt ergänzt somit sein in der selben Reihe erschienen Buch zur «Geschichte Italiens» (München 1999), in dem er ebenfalls auf die Frage eingegangen ist, «ob die Kultur der Renaissance vor dem Hintergrund ökonomischer Blüte oder Krise zu sehen ist» (S. 41), und zu dem Schluss kam: «Gerade weil sich der Abstand in Lebensstil und Weltsicht zur Mittelschicht vergrösserte, waren die Eliten auf immer eindrucksvollere Zurschaustellung ihres Status angewiesen – eine erste ursächliche Querverbindung zwischen Wirtschaft, Gesellschaft und intensiver Kunstpatronage» (S. 44). In den hier zu besprechenden Ausführungen zur Geschichte und Kultur der Renaissance in Italien will der Autor diese sich gegenseitig beeinflussenden Querverbindungen nun offenbar mit Nachdruck präsentieren.

Sechs Schwarz-weiss-Abbildungen, mit denen sich Reinhardt im Text auch auseinandersetzt, und eine doppelseitige Karte tragen zur Anschaulichkeit der Ausführungen bei. Die Bibliographie bietet mit über 50 Titeln eine ansprechende Auswahl an weiterführenden, internationalen Veröffentlichungen. Literaturverweise im Text wären nützlich gewesen. Andererseits fehlt die im Forschungsrückblick (S. 12) angesprochene Arbeit von Federico Chabod im Literaturverzeichnis.

Dagmar Böcker, Basel

Wolfgang E.J. Weber: **Geschichte der europäischen Universität**. Stuttgart, Kohlhammer, 2002. 268 S., Abb. (Urban-Taschenbücher 476).

Wolfgang E.J. Weber ist bekannt als Autor einer der historischen Zunft gewidmeten Studie, die unter dem Titel *Priester der Klio* der Historiographie Mitte der 1980er Jahre neue Aspekte abgewinnen konnte. In gewisser Weise schliesst Weber mit seinem neuesten Werk an den Erstling an, indem er einerseits weiterhin Forschung über Wissenschaft betreibt, und andererseits indem er bisherige Grenzen einer Bindestrich-Wissenschaft, der Universitätsgeschichte, zu sprengen versucht. Schon der Titel ist programmatisch und kennt im Grunde keine Einschränkung, ist doch die Geschichte der Universität – jedenfalls so, wie sie Weber versteht – per

definitionem europäisch. Vollmundig tritt das Programm im Klappentext hervor, wo nicht nur «eine umfassende historische Darstellung mit einem kritischen Ausblick» angepriesen, sondern vermerkt wird, dass «erstmal die Voraussetzungen, Formen und Folgen des Umgangs mit wissenschaftlichem Fakten-, Methoden- und Orientierungswissen zentrale Beachtung» fänden. Superlative gehören zu Verlagsannoncen, *Primeurs* zum publizistischen Marketing, und dennoch – das Buch selber beweist es – basiert Weber auf vielen früheren Überblicksdarstellungen, mehr noch aber auf einzelnen Forschungsarbeiten, die seine «erstmaligen» Fragestellungen vorweggenommen haben; Weber selber weist in seinem Buch akademisch korrekt und freimütig auf viele seiner «Vordenker» hin. – Was das Buch allerdings wirklich auszeichnet, ist eine stupende Überblicksleistung der Universitätsgeschichte bei gleichzeitiger systematischer methodischer Öffnung.

Zwar liegt in der konzeptionellen Erweiterung gleich wieder die Gefahr einer methodischen Einschränkung. Weber möchte über die jüngeren Erneuerungen der Universitätsgeschichte – sprich über die institutionen-, sozial- und wissenschaftsgeschichtlichen Aspekte – hinaus eine eigentliche Wissensgeschichte schreiben; es soll «den Voraussetzungen, Formen und Folgen des Umgangs mit Wissen an der Universität besondere Aufmerksamkeit geschenkt» werden, schreibt er im Vorwort. Als Erweiterung der universitätsgeschichtlichen Fragestellung ist dies natürlich zu begrüßen; sollte aus der Betrachtung des «Umgangs mit Wissen» aber eine eigenständige Wissensgeschichte betrieben werden, ist der Ansatz heikel, sich auf die Universität zu konzentrieren. Zu oft muss in der Geschichte des europäischen Wissens der Umstand konstatiert werden, dass die Universität eben gerade nicht das Zentrum der Wissensproduktion und -anwendung war, was bei der strengen Anwendung einer Wissensgeschichte der Universität methodisch ausgeblendet bliebe. Häufig genug wehrte sich die (in solchen Fällen als konservativ apostrophierte Professorenschaft) gegen solche «Eingriffe» von aussen, die sich ex post, aus heutiger Sicht, als erfolgreicher erwiesen haben. Weber schafft es aber, dieser methodischen Gefahr zu begegnen, etwa in der Beschreibung der frühneuzeitlichen Bedingtheit universitärer Praxis durch Fürsten und Landesherren, oder meisterhaft bei der Beschreibung der neuscholastischen Wirkungen, die nicht nur die theologischen Fakultäten der Reformation schuldeten. In einzelnen Kapiteln gerät das Buch deshalb über seinen Titel hinaus zu einer Wissensgeschichte einer bestimmten historischen Situation, etwa wenn Beziehungen zu ausseruniversitären gelehrten Milieus im Zeitalter der Aufklärung oder für die neuere Zeit die Wissensgeschichte im Dreieck zwischen Universität, ausser-universitärer Forschungsinstitution und Industrie (z.B. bei der Nuklearphysik) dargestellt werden.

Das Buch ist chronologisch geordnet. Die drei Hauptkapitel entsprechen den drei Epochen der europäischen Universität: Mittelalter (1180–1400), Frühe Neuzeit (1400–1790), Moderne (1790–1990). Alle Hauptkapitel sind gleich aufgebaut: einem einführenden Überblick, der Grundlagen und Entwicklungen der Epoche zeigt, folgen Ausführungen über die Bestandesentwicklung, über die Verfassung und die beteiligten Sozialgruppen, über die wissenschaftlichen Inhalte (unter dem Titel *Strukturen und Prozesse der Wissenschaft*) sowie über die wissenschaftliche Infrastruktur (Kommunikationsformen, Lehrformen, Buchwesen usw.); zum Schluss folgt jeweils eine kurze Bilanzierung. Ein knappes, 10-seitiges Ausblickskapitel fasst aus Sicht des Autors die wichtigsten Kritikpunkte an der Gegenwartsuniversität zusammen und lässt den Autor seine aktuellen Einschätzungen und

Wünsche ans Universitätswesen verlautbaren, um zum Schluss auf den derzeit unterschätzten Nutzen der Universität als Ort «institutionalisierter, gesellschaftlich-kulturell-politischer Selbstreflexion», die «Europa universalhistorisch so bedeutsam gemacht hat», hinzuweisen. – Webers Werk ist eine theoriegeleitete und faktenreiche, vielleicht insgesamt etwas über die reale Relevanz der Deutschen Universität hinaus deutschlandzentrierte Studie über die europäische Universität, die nicht nur neueste Untersuchungen zusammenfasst, sondern auch universitäre Selbstkritik enthält und ein eigentliches Forschungsprogramm für die als Teildisziplin gefährdete Universitätsgeschichte proklamiert. *Sebastian Brändli, Zürich*

Stéphane Gacon: **L'amnistie. De la Commune à la guerre d'Algérie.** Paris, Seuil, 2002, 423 p., collection «L'Univers historique».

Le livre de Stéphane Gacon, professeur agrégé d'histoire, est la version remaniée d'une thèse d'histoire, dirigée par Michel Winock, soutenue en juin 2000 à l'Institut d'études politiques de Paris. Cette publication, fortement encouragée par un jury unanime, était particulièrement attendue dans une conjoncture intellectuelle marquée par le retour sur le passé national, notamment la période de Vichy (ce «passé qui ne passe pas» selon la formule de Henry Rousso et Eric Conan) et, plus récemment, la guerre d'Algérie.

Au plan politique, la question de l'amnistie des prisonniers corses, «une revendication des nationalistes», a été réactualisée pendant l'été 2001, a fragilisé la majorité plurielle, condamné le premier candidat vert à l'élection présidentielle à se retirer, et conduit le premier ministre Lionel Jospin à rappeler fermement sa position sur le sujet. La question de l'amnistie, fortement colorée par des positions morales, est ici traitée en historien, loin des jugements de valeur abrupts, avec un travail minutieux sur un corpus de sources particulièrement large et diversifié, et toute la déontologie nécessaire au traitement d'un sujet qui alimente toujours de vifs débats.

L'étude de l'amnistie sur une longue période permet en effet de jeter un regard original sur l'évolution politique de la France contemporaine et sur le modèle républicain français. Ce travail avait pour objectif affiché de chercher à comprendre pourquoi une procédure aussi radicale, presque incompréhensible pour des contemporains attachés au «devoir de mémoire», a été pratiquée avec autant de constance par la République en France.

Cet acte souverain, relevant de la loi, refuse d'être un simple pardon. Il se présente au terme des crises civiles comme un moyen de réaffirmer l'unité mythique de la nation autour des principes républicains. C'est pourquoi l'amnistie a été adoptée après les grands troubles politiques comme la Commune de Paris, l'affaire Dreyfus, la collaboration, la guerre d'Algérie dont elle constitue le point final juridique. «Elles marquent une volonté de l'oubli du passé pour ne plus se préoccuper que de l'avenir. C'est le cas en 1879–1880 pour l'amnistie de la Commune, en 1950–1953 pour celle de Vichy et de la Collaboration» (p. 319). Stéphane Gacon souligne à juste titre, qu'au-delà de la seule conjoncture, l'amnistie intervient à des moments de forte mutation politique, économique ou sociale.

Toutefois, l'usage de l'amnistie s'est banalisé, et apparaît de plus en plus comme un acte immoral, voire disqualifiant pour ceux qui en sont à l'origine. La loi sur le financement des partis politiques au début des années 90, souvent lue comme une auto-amnistie du monde politique, a renforcé ce sentiment général.

Devenue rituelle au moment de l'entrée en fonction du président de la République, elle concerne aujourd'hui surtout les crimes et délits de droit commun. Un